

Michael Schmidt

Der Richtigspieler

Ein biografischer Roman über Willem Mengelberg

weltbuch

© 2017

Weltbuch Verlag GmbH
Schweiz/Deutschland
www.weltbuch.com



1. Auflage, Deutsch, April 2017
ISBN 978-3-906212-27-2

Alle Rechte vorbehalten

Layout/Satz/Titelgestaltung:
Dirk Kohl

Titelbild:
Willem Mengelberg, Wien, 1940. Foto: Karl Kepka.
Mit freundlicher Genehmigung des Nederlands Muziek Instituut,
Den Haag. www.nederlandsmuziekinstituut.nl

Gedruckt in Deutschland

*Die Handlung dieses Buches wurde von
tatsächlichen Personen
und Ereignissen inspiriert –
nicht mehr und nicht weniger.*

Prolog

Im Januar ahnten nur die Hellsichtigsten unter den Bewohnern des erst halb beräumten Ruinengrundstücks Europa, daß mit dem neuen Jahr 1951 etwas nicht stimmen mochte. Wie in allen Jahren der Menschheitsgeschichte davor, so bot sich auch in diesem das Wetter als Grundthema zum ewigen Klagegesang über das Leben an. Aber daß es wirklich einen Stich ins Wahnsinnige hatte, wie Kälte, Schnee und Eis sich diesmal in Szene setzten, das spürten zunächst nur jene Leute, die sowieso immer schon alles gewußt hatten.

Dann jedoch, im zeitigen Frühjahr, wurde es auch für die Allgemeinheit offensichtlich: Es schien sich auf Kälte einzurichten, dieses Jahr 1951, und das auf eine ganz andere, umfassendere Art, als die einfache, wetterbedingte. Noch jedem Bergarbeiter in Lothringen, an der Ruhr oder im Donbaß, der in der gewohnten tropischen Stickluft von tausend Metern Tiefe mit schwieligen Fingern die gemeinsam mit den Essenkübeln eingefahrene Tageszeitung aufschlug, wurde das jetzt klar. Wie Eisnadeln wehten ihm die Überschriften ins kohleschwarze Gesicht: Globale Katastrophe am achtunddreißigsten Breitengrad bahnt sich an! MacArthur macht die Bombe scharf! Korea überzieht die Welt mit atomarem Winter!

Was soll das nun schon wieder?, fragten die Europäer. Haben wir es nicht gerade hinter uns gebracht? Müssen wir jetzt auch noch das Elend auf der anderen Seite der Welt mitmachen? Damit haben wir doch nun wirklich gar nichts zu tun! Oh doch, habt ihr, schien die Welt zu antworten. Habt ihr sehr wohl. Es ist nur die Folge all der Übel, die ihr hier seit Jahrzehnten produziert. Längst haben sie

sich von eurem Handeln abgekoppelt, diese Übel. Sie haben ihre eigenen Wege genommen, sind auf eine Erdumlaufbahn eingebogen, und nun schlagen sie euch von hinten ins Genick. Damit ihr es auch glaubt, daß das so ist, hier schon mal ein kleiner, regionaler Vorgeschmack. Lernt frieren! Gesagt, getan. Und so gerieten zum Erstaunen des ganzen Kontinents die Jahreszeiten durcheinander, namentlich auf dessen zentralem Hochaltar, den Alpen. Der Frühling kam nicht, der Winter blieb. Eine neue Eiszeit brach herein. Die Schneedecke schmolz nicht, ganz im Gegenteil: Schneestürme von atemberaubender Stärke ließen sie in Windeseile um Meter wachsen. Zu einer Zeit, da normalerweise die Schneeglöckchen und Krokusse blühen, fanden sich plötzlich ganze Hochtäler mit ihren Dörfern von der Außenwelt abgeschnitten. Aber ehe noch den zugewehrten Bewohnern die Lebensmittel ganz zur Neige gehen konnten, radierten Lawinen von nie gekannter Wucht sie mitsamt ihren Dörfern einfach aus. So geschah es im Gurktal und in den Hochtälern von Savoyen, aber auch das Engadin war nicht besser dran. Das obere nicht und nicht das untere.

Als dann das Wetter endlich zur Ruhe kam, als ein wunderschönes, weiß glitzerndes Leichentuch über der beinahe unbewohnt aussehenden, stillen Winterlandschaft lag, als die Temperaturen endlich behutsam stiegen und als alle, die oben in den Bergen überlebt hatten, dachten, jetzt müsse man nur noch ein klein wenig warten, bis es nun wirklich überstanden sei – da kamen buchstäblich aus dem Nichts die Grippeviren geflogen. Der Schnee war ihnen kein Hindernis, aber die geschwächten Menschen, sie waren ihnen ein gefundenes Fressen.

Ach, man konnte die Toten nicht einmal unter die Erde bringen. In den eiskalten, feuchten Kapellen der Bergdörfer stapelten sie sich. Die Priester, sie mieden ihre unwirtlichen, schwer zugänglichen Arbeitsstätten, und nur manchmal noch zitterte

dünner Glockenklang durch die klare Bergluft. Man wollte sie auch gar nicht mehr hören, diese Glocken, die ja doch nur immer wieder den Tod verkündeten.

So war es damals, im Frühjahr 1951.

Montag, 19. März vormittags

Hier is 'n heerlijk oord voor jou!!

*Brief Willem Mengelbergs aus Zuort
an seine Frau Tilly, 10. August 1910*

Wie es mir hier oben geht, auf siebzehnhundert Metern Seehöhe? Das fängt ja gut an. Nein wirklich, solche Fragen können nur Zeitungsleute stellen.

Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie es mir auf siebzehnhundert Metern Seehöhe geht. Nämlich, weil ich hier auf siebzehnhundertelf Metern Seehöhe lebe! Und Sie, der Sie mich so komisch ansehen mit all den Fragezeichen in Ihren Augen, Sie tun das auch auf siebzehnhundertelf Metern Seehöhe. Siebzehn-elf! Ich kann nur hoffen, daß Sie sich ansonsten besser auf unser kleines Gespräch vorbereitet haben. Genauigkeit in allen Dingen gehört zu meinen Grundprinzipien. Schluderei habe ich nie ausstehen können, selbst bei den unwichtigsten Dingen nicht. Also gehen Sie mir bitte nicht mit schlecht recherchierten Fragen auf den Nerv. Ob ich mit stählernen Stäben dirigiere. Ob ich wirklich in Niederländisch-Indien geboren bin, als Sohn eines Kolonialbeamten. Hatten wir alles schon.

Meine Güte, wenn ich dieses Tonbandgerät sehe! Ich hoffe, Sie haben wenigstens genügend Batterien mitgebracht. Mit einer Steckdose kann die gute alte Chasa Mengelberg leider nicht dienen. Müssen Sie einfach wissen! Ja, und Tonbandgeräte haben hier oben kein Glück, das kann ich Ihnen aus Erfahrung sagen. Sehen Sie, da drüben in der Ecke verstaubt meines, seit Jahren schon. Früher dachte ich immer, ich kann hier oben in aller Ruhe Musik hören. Nämlich, wenn sie mich aus Holland besuchen, dann bringen

sie mir immer alte Tonbänder mit, Aufnahmen, die mal von mir gemacht worden sind, von Konzerten und Proben, Sachen, die nie veröffentlicht worden sind. Die liegen da jetzt im Rundfunkarchiv rum. Für die Archivleute sind sie sozusagen Müll. Man gibt ihnen ein paar Gulden, und dann kann man sich die Bänder einstecken. Ich hab die Schränke voll davon. Eigentlich würde es Spaß machen, sie hier oben zu hören. Plötzlich weißt du wieder, wie es damals war. Ein besonders schöner Einsatz der Geigen – und schon fällt dir deine eigene Bewegung dazu ein, die du damals mit dem Stab gemacht hast. Oder du hörst dich selber irgendwas sagen, bei der Probe, meine ich – und schon bist du wieder mittendrin. Du erlebst plötzlich alles noch mal. Ach, diese verrückten Proben! Diese herrlichen Konzerte! Aber dann fängt das Ding plötzlich an zu leiern... aus, der Traum.

Mir wäre es wirklich lieber gewesen, Sie hätten ein Kilo Schreibpapier und zehn Bleistifte mitgebracht. Statt zehn Kilo Batterien und diesen schweren Leierkasten durch die Schneemassen hier hoch zu buckeln. Ich kann Ihnen doch nicht alles doppelt und dreifach erzählen, bloß weil das Ding dauernd stehen bleibt! Ich weiß nicht mal, ob ich Ihnen alles nur ein einziges Mal erzählen kann. Vielleicht kippe ich ja mitten im Erzählen um. Dann können Sie selber den Nachruf für mich aufs Band sprechen. Achtung, Achtung. Wir unterbrechen das Programm für eine Sondermeldung. So in der Art. Ach nein, Sie sind ja von der Zeitung, nicht vom Radio.

Trotzdem, wissen Sie, was ich denke? Das mit dem Interview zu meinem Achtzigsten, das können Sie vergessen. Es ist noch eine ganze Woche bis dahin, und ich habe so eine Ahnung, daß ich das Stöckchen schon vorher aus der Hand lege. In meiner Zunft gibt man nämlich nicht den Löffel ab, sondern den Stab. Abgang, fertig.

Hören Sie bloß auf abzuwiegeln! Lassen Sie es einfach bleiben. Kann ich denn was für meine Vorahnung? Die werd' ich ja wohl noch haben dürfen. Oder entscheidet darüber jetzt auch ein Ehrenrat, wie

über alles andere, was ich tun und lassen muß? Brauche ich jetzt eine Genehmigung für Vorahnungen? Nein, brauche ich nicht. Schließlich sind wir hier auf Schweizer Boden, nicht in Holland. Hier herrschen ganz normale Zustände. Das muß auch so eine Vorahnung von mir gewesen sein, vor vierzig Jahren, daß ich mich hier niedergelassen habe und nicht in einem der Länder, wo später die Verrückten das Ruder übernommen haben. Dabei war es doch damals gar nicht abzusehen, daß das so kommt. Was bin ich froh, daß ich mich damals für die Schweiz entschieden habe. Was bin ich froh.

Im Übrigen: Noch viel wahrscheinlicher, als daß mir mitten in unserem kleinen Plausch die klapprige Pumpe versagt, ist was anderes: nämlich, daß mir einfach die Stimme wegbleibt. Sie hören und sehen ja, was mit mir los ist. So eine Grippe, das ist kein Spaß in meinem Alter. Der Doktor sagt, wenn ich nicht aufpasse, handle ich mir ruckzuck eine Lungenentzündung ein. Zack, und ab geht's! Was meinen Sie, warum ich hier in meinem eigenen Haus mit einem dicken Schal herumsitze? Bestimmt nicht, weil ich ein Künstler bin.

Gestern zum Beispiel, da konnte ich gar nicht reden. Habe Tante Ellie aufschreiben müssen, was sie unten in Schuls für mich einkaufen soll. Stumm sitze ich da und schreibe der Frau einen Einkaufszettel. Schiebe ihn über'n Tisch. Jetzt ist sie da unten und besorgt das ganze Zeugs. Dann holt sie ein paar alte Freunde von der Bahn ab, die hierherkommen wollen, mir zum Geburtstag gratulieren. Die Mühe können sie sich sparen! Wie auch immer, es wird eine Weile dauern, bis die alle hier ankommen, und das ist auch der Grund, warum wir zwei uns in aller Ruhe unterhalten können. Tante Ellie hätte es nicht erlaubt, daß Sie kommen. Das sage ich Ihnen. Die paßt auf mich auf, ha!

Trotzdem: Was machen Sie mit Ihrem Tonband, wenn ich nicht mehr reden kann, frage ich Sie? Na, zur Not habe ich ein paar Blätter

Notenpapier. Die können wir dann so hin- und herschieben. Dabei kann ich wenigstens Tonart und Takt vorgeben.

Überhaupt ist es besser, wenn ich rede, und Sie hören mir einfach nur zu. Da können Sie sich dann herauspicken, was für Sie interessant ist. Sie werden feststellen, daß die Antworten auf alle Fragen dabei sind, die Sie mir hatten stellen wollen. Ja doch! Das ist immer so gewesen, wenn ich mit Kollegen von Ihnen geredet habe. Den Rest schmeißen Sie einfach weg. Nur auf die Weise wird etwas daraus, glauben Sie mir.

Ich bin ein notorischer Vielredner, daran ist kein Zweifel. Fragen Sie Toscanini, der hat immer gesagt, daß ich zu viel rede. Aber er selber hat auch viel geredet, vor allem über andere Leute. Ich habe immer nur über die Musik und das Drumherum geredet. Fragen Sie mein Orchester. Die haben nur darauf gewartet, daß ich den Taktstock hebe und sie endlich loslegen können mit dem, was sie meinten von der Musik zu verstehen, die wir gerade einstudieren wollten. Aber zuerst mußten sie meiner Einführung lauschen. Na, ich bitte Sie! Reicht es vielleicht, wenn man nach Noten spielen kann? Anderen reicht das vielleicht, aber nicht mir. Jede Musik hat ihre Geschichte, und die muß man kennen, wenn man sie richtig spielen will. Und diese Geschichte, die steht weiß Gott nicht in den Noten. Du mußt ihnen zuerst die Geschichte erzählen. Dann kannst du sie spielen lassen.

Und wie die Musik, so ist das ganze Leben. Wirklich, es hat immer zu besseren Ergebnissen geführt, wenn ich einfach reden konnte, und die Anderen haben zugehört und sich herausgepickt, was für sie gut und nützlich war. Auch wenn sie sich beklagt haben über die vielen Worte. Ja, weiß denn ich, was in neunzig Hirnkästen vorgeht, die im Halbkreis um mich herum gruppiert sind? Weiß ich das? Ich weiß es nicht. Weiß ich denn vielleicht, was in Ihrem Hirnkasten vorgeht, ich meine: falls darin etwas vorgeht? Weiß ich auch nicht.

Deshalb muß ich alles erzählen. Dann wird am Ende bessere Musik daraus oder auch nur ein besserer Zeitungsartikel. Ich habe immer alles erzählt.

Übrigens wissen Sie ja jetzt, wie es mir auf siebzehnhundertelf Metern Seehöhe geht: mies.

Wie Prometheus? Ich? Ich weiß nicht, wieso gerade ich mir so vorkommen sollte wie der. Nur weil ich hier oben hocke, wird doch aus mir kein griechischer Götterjüngling. Sehen Sie mich an, Menschenskind: ein alter Mann, dem der Rotz aus der Nase läuft. Wenn ich in den Spiegel gucke, und frühmorgens beim Rasieren läßt es sich einfach nicht vermeiden, dann denke ich nicht an Prometheus, das kann ich Ihnen versichern. Früher vielleicht, da hab ich in solchen Sphären geschwebt. Aber eher habe ich da wohl an Orpheus gedacht. Der hat den Menschen die Musik gebracht. Licht hatten sie da wohl schon, sonst hätten sie ja keine Noten lesen können. Na ja, keine Noten vielleicht, aber irgendwas Schriftliches, wie gespielt werden sollte, werden sie auch damals schon gehabt haben. Auf jeden Fall: Orpheus mit der Lyra paßt besser zu mir als Prometheus mit der Fackel. Die Lyra ist das Symbol vom Concertgebouw. Oben auf dem Dach ist eine angebracht. In Amsterdam und hier auf der Chasa auch. Denn wo ich bin, da ist auch das Concertgebouw, oder?

Andererseits: Prometheus hat den Menschen das Licht gebracht, und er ist dafür von den Göttern bestraft worden, die es lieber in alle Ewigkeit schön schummerig gehabt hätten. Sie haben ihn ans Atlasgebirge gekettet oder an den Ararat oder den Kaukasus, was weiß denn ich, und einen Adler geschickt, der an ihm rumhackt, stimmt's? Na, irgendwie paßt das am Ende ja doch. Ich habe versucht, ein wenig Licht in die klassische Musik zu bringen, und bestraft worden bin ich auch. Bloß weiß ich nicht, wofür. Wenn ich's recht bedenke, dann bin ich auch genau wie dieser Prometheus so eine Art Halbgott gewesen für

die Leute, eine Zeitlang zumindest. Und demnächst werden die Raben mich fressen, wenn ihr nicht ein paar Steine auf mich draufpackt. Der musikalische Prometheus aus Amsterdam.

Aber damit hört die Vergleichbarkeit dann auch auf. Denn erstens, wenn Sie glauben, ich kriege hier oben von der Welt nichts mehr mit, dann irren Sie sich. Da, sehen Sie dort drüben in der Ecke den Zeitungsstapel? Tante Ellie bringt mir immer Zeitungen mit, wenn sie unten in der Stadt ist. Aber ehrlich: Ich habe kaum noch Lust sie zu lesen. Ich überfliege nur noch die Überschriften und gehe dann zum Kreuzworträtsel über. Du wirst einfach das Gefühl nicht los, du hast alles im Leben mindestens schon dreimal gelesen. Bloß das Ausmaß der Verrücktheit steigt von Mal zu Mal, und die Namen der Verantwortlichen wechseln. Das ist alles. Ansonsten, die Welt lernt einfach nichts. Ich meine: Haben wir nicht erst vor fünf, oder sagen wir: vor knapp sechs Jahren, den großen Krieg zu einem schlechten Ende gebracht? Und jetzt?

Jetzt wollt ihr Deutschen euch gegenseitig mit der großen Bombe den Garaus machen, und dem Rest der Welt gleich mit. Ist das an Verrücktheit noch zu überbieten? Und schafft ihr es nicht, dann schaffen es die dort unten in Korea. Die schicken dann ihre Atomwolken rund um den Globus, und wir krepieren alle wie die Fliegen. Aber das eine sage ich Ihnen: Mich hier oben erreichen die Strahlen zuletzt. Und bis dahin komme ich gut zurecht. Ich brauche keinen Strom, ich habe Holz zum Heizen; einen eigenen Brunnen und Eßvorräte habe ich auch. Aber was das Wichtigste ist: Ich bin mit dieser einfachen Art zu leben vertraut, und ihr da unten seid es nicht. Seit vierzig Jahren lebe ich schon so, wenn ich nicht gerade die feinsten Hotels bewohnen muß. Oder sagen wir: mußte. In Amsterdam, Wien, New York, während der Konzertsaison. Sie wissen ja.

Das riecht nach einer Art Doppelleben, nicht wahr? Ist es auch. Wissen Sie, ich habe schon als ganz junger Dirigent gemerkt, daß

ich ein Doppelleben führen muß, damit ich es aushalte, das Spiel. Damit ich so gut sein konnte, wie ich sein wollte. Du mußt Abstand nehmen können: von Musikern, die lieber in den Grachten angeln wollen, als in Proben zu sitzen. Von Intendanten, die dich mit ihrem Verwaltungskram belästigen. Von Hotels, Empfängen und Interviews.

Als ich frisch vom Konservatorium kam, hatte ich mein erstes Engagement zufällig in Luzern. Oder vielleicht war's ja auch kein Zufall, wer weiß? Jedenfalls, ich hatte nette Quartiereltern, passionierte Wandersleute, und die haben mich mit in die Berge genommen. Irgendwann sind wir dann eben auch mal in dieser Gegend gewesen. Sie hatten nämlich Verwandte in den Dörfern hier unter uns, in Ramosch und Sent. Das waren alles sehr, sehr gute Holzschnitzer, diese Verwandten. Verrückte Sachen haben die gemacht, ganz urtümliche Masken, Figuren und Reliefs. Bei manchen Stücken dachtest du, sie kommen aus Afrika oder Indonesien, aber immer hieß es nur: Ach wo, schau mal, der Alte hat das gemacht, der dort drüben sitzt, am anderen Ende des Tisches, der mit der großen Tabakspfeife im Mund.

Und der Alte guckte dich an, nahm die Pfeife aus dem Mund, lachte dich zahnlos an, und sah völlig normal aus. Es war faszinierend, und meine Quartiereltern wußten, daß es mich interessiert. Warum, sage ich noch.

Jedenfalls, damals sind wir durchs Val Sinestra auch hier heraufgestiegen, nach Zuort. Hier haben wir gestanden und hinunter geschaut, genau hier, wo jetzt die Chasa steht. Diese Aussicht wie aus dem Weltall hinab auf die gute alte Erde – für mich war das damals, als ob ich eine Reinigung der Seele erlebte. In mir fing es an zu klingen. Ich machte mir gerade Sorgen um ein Stück, das ich zu dirigieren hatte. Irgendwas von Gluck, glaube ich. Es gab einige schwierige Stellen in der Partitur, vor denen mir jungem Spund bangte. Aber

hier oben, beim Blick über die Welt, wurde mir plötzlich klar, wie ich sie zu nehmen hatte. Ich habe immer gewußt, daß ich hierher zurückkehren würde, einfach weil mir dieser Ort auf unerklärliche Weise gut tat. Und dann, zehn Jahre später oder so, als ich das erste Mal dachte, daß ich nicht mehr kann, weil die Musiker gegen mich den Aufstand probten, was dann natürlich schon in Amsterdam war, beim Concertgebouw-Orchester, da kam ich zurück. Ich meldete mich krank, schnürte die Bergschuhe, stieg hier herauf – und erfuhr vom Zuorter Hüttenwirt, daß er einen Teil seiner Alm verkaufen will... so als habe er nur darauf gewartet, daß ich komme. Ja, der Rest ist Geschichte.

Es hat mich immer köstlich amüsiert, wenn die Meute sich die Köpfe zerbrach, wie er denn wohl leben würde, der große Maestro. Wenn er nicht gerade am Pult steht und Gulden und Dollars scheffelt, oder? Ein Leben in Saus und Braus, womöglich an der Côte d'Azur. Champagner, Frauen, Segelpartien. Wenn die gewußt hätten! Ein Holzhäuschen in absoluter Einsamkeit, ausgestattet mit dem Komfort des letzten Jahrhunderts. Gebaut mit den eigenen Händen. Wirklich, ich habe die Chasa selbst entworfen, zusammen mit meinem Vater, und daran mitgebaut habe ich auch. Holzhäuser haben ihre eigenen Gesetze. Da, sehen Sie die Schnitzerei in der Deckenkassette genau über Ihrem Kopf? Der lachende Teufel? Ist von mir. Mit Holz umgehen, das konnte ich. Warum, erzähle ich noch.

Und eines kann ich Ihnen versichern: Amüsiert habe ich mich hier oben prächtig. Wann immer eine Woche freier Tage zusammenkam, habe ich mich in Amsterdam auf die Bahn gesetzt und bin hierhergefahren. Bei Hitze und bei Schnee. Zu Ostern, zu Weihnachten, immer. Manchmal mit meiner Frau, aber oft auch alleine. Ich bin gerne alleine. Wenn du das Alleinsein nicht aushältst, darfst du kein Dirigent werden.

Nein, Kinder hatten wir keine. Ich habe immer gesagt: Die Musik und die Chasa, das sind meine Töchter. Zwei davon reichen.

Ah, dieser Blick von der Terrasse auf die Welt! Da stören die lieben Mitmenschen doch nur. Heute ist Waschküche, aber ich sage Ihnen: Hier gibt es Sonnenaufgänge wie in der Alpensymphonie von Strauss. Dort drüben ist so eine Felsspitze, hinter der geht im Hochsommer um fünf Uhr morgens die Sonne auf. Erst ist da nur so ein fahles Leuchten, wie indirekte Bühnenbeleuchtung, und dann – wumm!, eine Sekunde später ist alles in gleißendes Licht getaucht! Wie beim Schöpfungsakt.

Übrigens: Nicht, daß ich mir das alles nur von hier aus angesehen hätte, von der Terrasse, oh nein: alle Dreitausender ringsum habe ich bestiegen. Höchstpönlich. Manche mit Bergführer und Seil! Da, da und den dort drüben auch. Sieht man heute leider nicht. Morgen wird die Sicht besser, glauben Sie mir. Dann sehen Sie die Berge.

Aber ich habe mich nicht nur allein amüsiert, das kann ich Ihnen ebenfalls versichern. Wissen Sie, wer alles hier oben war, zu meinen Sommerfesten? Ich zeige Ihnen später noch das Gästebuch, Sie werden staunen. Richard Strauss ist hier oben gewesen, natürlich. Sehen Sie die Glasmalereien, dort in der Tür? Die hat er mir besorgt. Von so was hatte der jede Menge Ahnung. Aber auch Igor Strawinsky, Alma Mahler und Prinz Hendrik der Niederlande waren hier oben. Pierre Monteux. Außerdem die *crème de la crème* der Pianistinnen, Violinistinnen, Altistinnen und Sopranistinnen dieser Welt, jawohl. Die sind alle mit dem Rucksack durchs Val Sinestra hier heraufmarschiert, denn eine Straße gab es damals noch nicht. Aber keiner hat sich je über die Anstrengung bei mir beschwert, sage ich Ihnen. Keiner und keine. Die haben alle auf die Einladung im nächsten Jahr gewartet. Von den Sommerfesten hat kein Tintenkleckser je irgendwas erfahren. Die waren geheim. Oder haben Sie was davon gewußt? Na also. Aber jetzt ist es egal, ich erzähle Ihnen davon.

Die Sommerfeste... Erst mal hat jeder Gast hier oben für die Zeit seiner Anwesenheit einen anderen Namen bekommen. Die Namen habe ich vergeben, in einer kleinen Zeremonie. Fingen alle mit Tante und Onkel an, diese Namen. Ja doch, klar, auch der Prinz Hendrik war ein Onkel, was denn sonst! Und den Gastgeberern erging es nicht besser. Meine Frau war Tante Madame. Ich selbst war Onkel Hausfrau, weil ich alle bewirtete. Das können Sie alles im Gästebuch nachsehen, wer hier wer war. Hier gab es keine Maestros und Hoheiten, sondern bloß Onkels und Tanten, die sich duzten. Lustig, wie? Ach so ja, und die Amtssprache hier oben war Deutsch. Habe ich so festgelegt. Da haben Sie doch großes Glück, oder? Hätte ich festgelegt: Niederländisch, dann hätten Sie auch noch einen Dolmetscher mitschleppen müssen.

Also, Sie glauben gar nicht, auf was für Ideen man kommt, wenn genug Wein da ist und keiner, der einen stört, nirgendwo. Im Adamskostüm sind wir über die Alm getollt, jetzt kann ich´s ja sagen. Stundenlang! Also Tante Madame nicht, die konnte die Sommerfeste überhaupt weniger gut leiden. War halt eine von der stilleren Sorte, nicht wahr? Meist ist sie unten in Luzern geblieben, hatte da ihren Freundeskreis.

Aber klar, die Violinistinnen und Flötistinnen, die haben mitgemacht. Ach was! Glauben Sie, es hat uns interessiert, was die unten im Tal für Moral hielten? Hat es nicht. Kein bißchen hat uns das interessiert. Nein, nicht, was Sie denken: Sie hatten alle schon das Vorspiel bestanden, die Violinistinnen und Flötistinnen. Das war keine Nötigung. Die gehörten einfach dazu zum Kreis der Onkels und Tanten, nicht wahr?

Manchmal haben wir das Ganze als Spiel in verteilten Rollen inszeniert, da mußte jeder sehen, daß er in dem Gerümpel hier in der Chasa die geeigneten Utensilien fand. Einmal ist Onkel... ach, was weiß denn ich, wie der Onkel hieß, sagen wir einfach: es war Walter

Giesecking, ja genau, der große Pianist – also, der ist einen ganzen Tag mit einem Kissenbuckel und hängenden Armen hier herumgelaufen und hat einfach nur so gegrunzt: Die Glocken! Die Glocken!

Denn er war Quasimodo, der Glöckner von Notre-Dame. So was gab es. Haben Sie das aufklappbare Lesebrettchen oben auf dem Lokus gesehen? Mit dem Verbotsschild für philosophische Werke? War auch seine Idee. Das Brett hat er auf der Fahrt hierher in der Bahn abgeschraubt. Jetzt stellen Sie sich mal vor, der Schaffner kommt rein ins Abteil und erwischt den berühmten Giesecking, wie er das Brett klaut!

Worauf ich mit dem ganzen Gerede hinaus will: Das ist der zweite Punkt, bei dem Ihr hübscher Prometheusvergleich von vorhin ziemlich hinkt. Sie haben mich nämlich gar nicht hier hoch verbannt und angeschmiedet, die selbsternannten neuen Götter der Niederlande. Nein, haben sie nicht! Auch das letzte Mal bin ich freiwillig auf den Berg gestiegen. Auf meinen Berg. Den Mengelberg, sozusagen. Ha! Das hat ihnen ganz und gar nicht gepaßt. Im Gegenteil! Sie hätten mich gerne unten bei sich gehabt, damit sie mich vor großem Publikum in aller Ruhe fertigmachen können. Aber ich bin ihnen entwischt. Zack, weg war ich! Da haben sie mir einfach die Leiter weggezogen. Und beschlossen, daß fortan mein Name nicht mehr genannt werden darf. Mehr konnten sie nicht tun. Und ich sitze allein und stumm hier oben und bleibe es auch.

Haben Sie das registriert? Wie ich euch Pressefritzen kenne, ist das doch die Art Nachricht, aus der ihr eure Schlagzeilen macht: Der Alte bleibt auf dem Berg – keine Rückkehr ans Pult! Denn genau so ist es. Ich danke den Herrschaften vom Zentralen Ehrenrat der Niederlande für Kultur für die mir zum achtzigsten Geburtstag erwiesene Gnade, nach sieben Jahren endlich wieder vor mein Orchester treten zu dürfen. Meine Pension endlich wieder kassieren

zu können. Der versammelten Presse erklären zu dürfen, was damals alles passiert ist, und warum. Klarheit schaffen zu können. Buße tun zu können vor der ganzen Nation. Wirklich, ich fließe über vor Dankbarkeit.

Aber ich komme nicht zurück. Ich bleibe hier. Schauen Sie sie an, diese meine rechte Hand! Die wird vielleicht noch ein paar Scheite Holz spalten, ein paar Flaschen Wein entkorken, ein paar Mal den eigenen Hintern abwischen. Aber sie wird nie wieder den Stab schwingen, verstanden? Nie mehr. Und aus meinem Mund werden nach unserem kleinen Gespräch auch keine weiteren Erklärungen mehr kommen. Schluß, aus!

Was soll ich den Herrschaften in Holland denn auch erzählen von den Grautönen, die das Leben ausmachen? Grau in allen Schattierungen. Haben sie doch selber kennengelernt, all dieses Grau, die Herrschaften. Trotzdem behaupten sie jetzt, es gäbe nur Schwarz und Weiß. Und Weiß, die Farbe der Unschuld, haben sie natürlich für sich reklamiert, was sonst? Alle Rechte vorbehalten. Der Schwarze dagegen, das bin ich. Was willst du solchen Leuten erklären? Ich dachte immer, man kann den Leuten alles erklären; manchmal dauert es nur länger, bis sie verstehen. Ein Irrtum, ich sehe es ein. Auf so was kommst du, wenn du fünfzig Jahre lang dem Orchester die Musik erklärst, die es spielen soll. Die Musiker kapieren es irgendwann. Du hörst es ja, daß sie es kapieren. Aber das liegt eben nur daran, daß sie es kapieren müssen! Weil du selbst der Chef bist. Ein Ehrenrat dagegen muß nicht verstehen, viel mehr: er darf gar nicht verstehen.

Überhaupt: Ehrenrat, wenn ich das schon höre! In Köln, wo ich studiert habe, da gab es Karnevalsvereine, die nannten sich so ähnlich. Und das war er auch, dieser Ehrenrat – ein Karnevalsverein. Musiker, die sich zu Rechtsgelehrten aufschwingen und über andere Musiker urteilen, was sie falsch gemacht haben im Leben – hat man

da noch Worte? Wissen Sie was? Da sitzen vielleicht Leute drin in diesem Ehrenrat, die mal bei mir vorgespielt und dann eine Absage bekommen hatten!

Na prima, aber jetzt weht der Wind anders. Jetzt hat er ausgespielt, der Mengelberg, dieser alte aufgeblasene Wicht! Dieser Notenverdreher! Fünfzig Jahre lang hat er verhindert, daß aus uns was werden kann. Wenn Applaus, Geld, Titel und Orden zu vergeben waren, Fototermine mit Ihrer Majestät – er hat immer alles gekriegt. Alles. Nichts ist für uns geblieben. Aber jetzt haben wir ihn am Kanthaken. Jetzt machen wir ihn fertig. Leider können wir ihn nicht richtig fertigmachen, denn der Kerl ist uns ja entwischt. Aber dafür machen wir ihn von ferne fertig. Wir nehmen ihm seine Titel und sein Geld weg, wir erteilen ihm Dirigierverbot, wir verbieten ihm die Einreise nach Holland, und wenn wir ihn doch irgendwo erwischen sollten – zack!

Manche sagen, die Königin habe bedauert, daß sie mich nicht habe erschießen lassen können. Nein, das glaube ich nicht. Ich bin immer ein treu ergebener Untertan Ihrer Majestät gewesen. So was hätte Wilhelmina nie über mich gesagt. Nie! Das ist nur das Haßgesäusel dieser Versager, die plötzlich obenauf sind. Immer, wenn es einen Umsturz gibt, haben erstmal die Versager das Sagen. Widerlich.

Aber wissen Sie was? Die Leute, auf die es ankommt, die sind anders. Sogar gegen ihre eigenen Interessen. Eduard van Beinum, zum Beispiel, mein Nachfolger in Amsterdam. Der hätte sich einfach freuen können, daß er meinen Posten geerbt hat, und schweigen können. Aber er ist zu diesem Karnevalsverein hingegangen und hat auf den Tisch gehauen. Hat ihnen gesagt, wie peinlich sie sich aufführen. Na, genutzt hat es nichts, es war ja politisch so gewollt, daß ich wegbleibe. Ich war der Sündenbock für all den Dreck, durch den die Holländer gewatet sind. Die anderen durften ihre Füße waschen, aber meine mußten dreckig bleiben, damit sie den Dreck selbst nicht leugnen mußten.